basler stadtbuch cms
Christoph Merian Stiftung

Als Schweizer Pionier in Abessinien

Autor(en): Hans Krattiger

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1957

https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/88138de4-07ad-4279-95ee-78c9baee14e2

Nutzungsbedingungen
Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform baslerstadtbuch.ch ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.
http://www.cms-basel.ch
https://www.baslerstadtbuch.ch

Als Schweizer Pionier in Abessinien

Aus Briefen von Heinrich Mühle, bearbeitet von Hans Krattiger

Vor uns liegen als köstliche Lektüre einige Briefe, deren Schrift bei allem schwungvollen Hinsetzen der Buchstaben fein säuberlich und von geradezu mädchenhafter Feinheit ist, so daß ein erster Blick auf die eng beschriebenen Blätter uns alles andere vermuten läßt als das, daß diese Aufzeichnungen unter der glühenden Sonne Abessiniens, zumeist in dürftigen Zelten, zu Papier gebracht worden sind und einen Mann zum Verfasser haben, der, unbefriedigt über sein berufliches Fortkommen in der zu engen Heimat, in die unbekannte Fremde gezogen, nach Abessinien gekommen ist und dort, seine umfangreichen Kenntnisse in den Dienst des Kaisers Menelik II stellend, zum eigentlichen Schöpfer des äthiopischen Telephon- und Telegraphenverkehrs wurde und nach entbehrungs- und strapazenreichen Jahren zum Kaiserlich-Abessinischen Postdirektor avancierte. Dieser Mann hieß *Heinrich Mühle.* Er war ein waschechter Berner Oberländer, voll Unternehmungslust, lernbegierig und intelligent, von zäher Natur, aber feinfühligen, empfindsamen Herzens. Wenn auch weniger bekannt als sein Landsmann Minister *Ilg,* der zur selben Zeit Meneliks II Außenminister war — Ilgs Gattin starb im Jahre 1955 in Zürich im hohen Alter von 92 Jahren —, nimmt doch auch Heinrich Mühle unter den Schweizern, die im Ausland für die Heimat Ehre eingelegt haben, einen ruhmvollen Platz ein.

Die Briefe aus den Jahren 1899—1902 sind an die mit ihm befreundete Basler Familie *Kernen* gerichtet, in deren Heim der ums Jahr 1891 nach Basel gekommene Interlakener als Zimmermieter und Freund einquartiert war. Hans Kernen, der in den Briefen oft liebevoll mit «Hänschen» angeredete Sohn des gastfreundlichen Ehepaars, erinnert sich, obschon er heute

zu den älteren Semestern gehört, noch gut des väterlichen Freundes und schildert Mühle in einem Begleitschreiben zu den uns so freundlich anvertrauten Briefen aus Afrika als eine «Frohnatur und großen Kinderfreund, den jedermann gern haben mußte. Wenn wir», so schreibt uns der Besitzer dieser Briefe, «an schönen Sommertagen mit unsern Eltern und befreundeten Familien über Land gingen, sehr oft ins Gempengebiet, so war Mühle immer dabei. Er gehörte ja quasi zur Familie, und wie hübsche Geschichten wußte er uns Jungen zu erzählen! Seine Stelle im Telegraphenbureau muß ihm mit der Zeit nicht mehr zugesagt haben. Mein Vater, der ein angesehenes Engros- und Detail-Teppichgeschäft betrieb, engagierte ihn als Reisevertreter für die deutsche Schweiz. Wie lange er diesen Posten ausgeübt hat, ist mir nicht mehr erinnerlich; ich weiß nur noch, daß es eines schönen Morgens hieß, unser Freund Mühle sei nicht mehr da, er sei mit Sack und Pack in nächtlicher Stunde verschwunden, ohne das geringste Zeichen eines Abschieds zu hinterlassen. Erst viele Wochen später bekamen wir seinen ersten Brief aus Abessinien.»

Mit diesem ersten Lebenszeichen aus dem Innern des Schwarzen Erdteils wurde das Band der Freundschaft neu geknüpft. Es folgten weitere Briefe, die «Hänschen» durch Jahrzehnte hindurch treu gehütet hat, und die uns auf überaus lebendige und anschauliche Weise Zeugnis geben vom abenteuerlichen Leben und von den gewaltigen, Ehrfurcht gebietenden Leistungen dieses Schweizer Pioniers in Abessinien, in diesem afrikanischen Hochland im Quellgebiet des Nils mit seinen geologisch und klimatisch so verschiedenen Zonen: der feuchttropischen Sumpf- und Urwaldzone (Kolla), die bis in eine Höhe von 1700 Metern ü. M. reicht, fieberverseucht und daher auch dünn besiedelt ist; der Waldzone (Woina-Degga), dem Hauptsiedlungsgebiet, das bis auf 2000 Meter geht, die Zone, wo Wein und Weizen, Bananen und Kaffee gedeihen; der fast waldlosen Weidzone (Degga) mit den großen Getreidefeldern und weit ausgedehnten Viehweiden, und endlich der über 2800 Meter liegenden Hochgebirgszone.

Das abessinische Volk, dessen Königtum auf die Zeit Salomos zurückgehen soll, also bis ins 10. Jahrhundert vor Christi

Geburt, und das schon im 4. Jahrhundert das Christentum annahm, erlebte unter Kaiser *Menelik II* von Schoa, der von 1889 bis 1913 regierte, Aufschwung und Blüte, wie zuvor höchstens noch unter den Königen Amda Zion (1314—1344) und Zara-Jacob (1438-1468). Es fehlt in der bewegten Geschichte Äthiopiens aber auch nicht an bösen Zeiten, da Krieg das Land überzog, sei es durch die Eroberungszüge der Mohammedaner im 16. Jahrhundert oder der heidnischen Galla-Stämme, sei es, daß die Abessinier selber zu den Waffen griffen, um die Europäer zum Land hinauszuwerfen, wie es anno 1855 Kaiser Theodorus II versucht hatte, sei es durch die Italiener, die 1880 erstmals das Land eroberten und Abessinien zu einem Protektorat machten, bis Menelik II mit dem Sieg über die Italiener bei Adua am 1. März 1896 dem Land erneut die Unabhängigkeit eroberte. Noch ist uns in Erinnerung, wie Italien im Jahre 1935 Abessinien ein zweites Mal überfiel, trotz des «ewigen Freundschaftspaktes» und obschon auch Abessinien seit 1923 Glied des Völkerbundes war, gleich wie Italien. 1936 wurde die Hauptstadt Addis Abeba eingenommen, Kaiser Haile Selassie floh nach Europa — aber am 5. Mai 1941 kehrte er in das von den Alliierten befreite Land zurück.

Die Briefe Heinrich Mühles sind nicht nur wegen der persönlichen Eindrücke und Erlebnisse des Verfassers heute noch lesenswert, sondern weil sie uns ein unmittelbares und sehr farbiges Bild vermitteln aus einer Zeit, da sich Abessinien im Übergang befand, auf der Schwelle vom «Mittelalter» zur Neuzeit.

I.

Lieber das kalte Eisen als den schmählichen Hungertod

In einem ersten Brief, datiert vom 3. Juni 1899, schildert Heinrich Mühle aus dem Feldlager Herna seinen Basler Freunden, was ihn bewogen hat, der Heimat den Rücken zu kehren: die vergeblichen Bemühungen, es auf einen grünen Zweig zu bringen. «. . . nach all diesem Ungemach erfaßte mich ein Groll gegen die civilisirte Welt, den selbst ein herrlicher, ein-

jähriger Aufenthalt in den eisigen Regionen der Jungfraubahn nicht zu dämpfen vermochte; mit einem einzigen Ruck habe ich die leidigen Existenzsorgen abgeworfen und lebe nun im Überfluß. — Sie (gemeint ist Vater Kernen) reden von Gefahr; vor 14 Tagen, in mondheller Nacht, sauste eine Lanze dicht vor meiner Nase vorbei; sie kam aus dem Gebüsch und war nicht gar so schlecht gezielt; das war Lebensgefahr. In Basel war man im Begriff, mich bei lebendigem Leibe verhungern zu lassen; das war auch Lebensgefahr. Tausendmal lieber das kalte Eisen als den schmählichen Hungertod.»

Einem kurzen Bericht über die Reise, die via Paris, Marseille, Rotes Meer ins Innere Afrikas führte, und den Empfang in *Djibouti,* dem «Vorzimmer zur Hölle», folgt die Beschreibung des mühsamen Marsches ins Innere des Landes mit von Minister Ilg gestellten 16 Dienern und sechs Reitmaultieren, vorbei an toten Kamelen und Maultieren, die als Wegweiser dienten. Die Akklimatisierung erfolgt unter Sonnenstichen, Fiebern und Kolik. In *Harar* wird eine Karawane organisiert zur Legung eines Drahtes von dieser Stadt in das 500 Kilometer entfernte *Addis Abeba,* die Hauptstadt Äthiopiens.

«Als Staatsbeamte und -Arbeiter hat unsere ganze Gesellschaft (20 Abessinier, ein Grieche und zwei weitere Schweizer) Anrecht auf kostenfreie Ernährung seitens der Landbevölkerung; das Nöthige an Landesprodukten wird uns jeden Abend von zahlreichen Negern ins Lager gebracht. Wir Europäer ernähren uns hauptsächlich von Fleisch (alle Tage ein Schaf), Hühnern, Eiern, sehr viel Honig, Butter, Gerstenbrod, Milch und dem einheimischen Bier ... Zucker, Thee, Kaffe etc. lasse ich durch die Diener von Zeit zu Zeit in der Stadt holen, was anfängt, ein wenig umständlich zu werden; denn wir sind jetzt 160 Kilometer von Harar entfernt. Glücklicherweise sind die Abessinier neben ihrer Faulheit unübertreffliche Läufer und leidenschaftliche Soldaten; unnütz zu sagen, daß meine Karawane bis an die Zähne bewaffnet ist. Mein Zelt steht in beständiger telephonischer Verbindung mit Herrn Ilg in Addis Abeba ... Das Unvorhergesehene spielt hier eine große Rolle, und unsere Arbeit besteht aus einer einzigen Reihe von Schwierigkeiten ... Das Land sieht aus wie das

Emmenthal und ist von einer unglaublichen Fruchtbarkeit. Gewild ist viel vorhanden; auch wilde Thiere, besonders zahlreich sind die Affen; wir begegnen auch Leoparden, Schakalen und vielen Hyänen. Später werden wir Elephanten und Löwen zu sehen bekommen.»

II.

Traum und Wirklichkeit

Der zweite Brief — Feldlager Tebesso, 9. Juni 1899 — war an «Hänschen», den Sohn des Hauses, adressiert, der in ein paar Zeilen an den väterlichen Freund offenbar hat durchblicken lassen, daß er der Schule müde sei und in seiner jungen Brust auch das Verlangen verspüre, den Basler Staub von seinen Füßen zu schütteln und in Abessinien ein gemachter Mann zu werden. Wiewohl inzwischen 57 Jahre verstrichen sind und sich in dieser Zeit wahrlich vieles in der Welt geändert hat, ist Heinrich Mühles Rat auch heute noch beherzigenswert:

«Mein Lieber, da müßtest Du erst recht in die Schule gehen, obschon es keine Schulhäuser und Professoren hat. Sieh, ich habe mir Mühe gegeben, viel zu lernen, noch lange nachdem ich aus der Schule war; aber, um meinen gegenwärtigen Platz richtig ausfüllen zu können, sollte ich noch jahrelang lernen. Siehe, um meine Pflicht zu erfüllen, genügt es nicht, telegraphieren zu können, Telegraphenlinien zu bauen und einige Sprachen zu sprechen. Die vielen Neger, die ich beständig um mich habe, machen mir viel Kummer und Sorgen. Wenn einer bei der Arbeit von einem Baume oder einer Telegraphenstange herunterpurzelt, so ruft man mich, um ihn zu verbinden und zu pflegen; hat einer irgendwo ein kleines Bobo, so kommt er zu mir ins Zelt und klagt es mir; zerbricht einer einen Bohrer, eine Axt oder ein anderes Werkzeug, so bringt er es mir und sagt: ‚Flicke oder gib mir ein anderes!' Springt an einer Werkzeugtasche eine Naht, so muß ich den Sattler machen; hat der Koch ein Loch in die Pfanne gebrannt, so muß ich nieten oder löthen; sind die Maultiere wund von den schweren Lasten, so muß ich sie waschen, verbinden, schneiden und brennen und

aus Dankbarkeit schlagen sie mich grün und blau; haben zwei Neger Händel miteinander, so versammeln sie ein Gericht, ernennen mich zum Gerichtspräsidenten, und ich muß mir dann den Kopf zerbrechen, welcher von Beiden recht habe . . . In der Buchhaltung, den Wochenrapporten, der Korrespondenz und der Auszahlung der Arbeiter und vielen Bureaubeamten muß natürlich auch das Tüpfchen auf dem i sein.»

III.

Lagerleben

«Das Lagerleben, das wir nun schon seit vier Monaten führen, gefällt mir sehr, weil ich früher viel in Sennhütten, Clubhütten, selbst in Felsspalten übernachtet habe. Morgens früh weckt mich mein Zeltdiener, ich springe dann ans Telephon, das ich stets neben meinem Bett habe, um zu sehen, ob die Linie von einem Ende bis zum andern gut ist. Die Bureaux sagen mir dann eines nach dem andern ‚guten Tag', oder auf abessinisch: ‚indieta charatschu'; d. h.: ‚Wie haben Sie die Nacht zugebracht?' Wenn die Linie gut ist, dann kommt der Kaiser Menelik ans Telephon, um mit dem Gouverneur von Harar am andern Ende der Linie zu sprechen, wobei die beiden Herren hie und da ihre Lunge etwas anstrengen müssen; denn die Linie ist lang; etwas länger als von Basel nach Paris. — Wir drei Europäer trinken dann in meinem Zelt den Thee oder den Kaffee, besteigen hierauf die unterdessen von den Dienern gesattelten Maulthiere, und im Galopp geht's auf die Arbeit; die Schwarzen im Laufschritt hinter und neben uns her. Wir arbeiten von 7 Uhr bis 4 Uhr Nachmittags ohne Unterbrechung und kehren ins Lager zurück zum Essen. Die Zeit bis Abends wird mit allerlei kleinen Arbeiten ausgefüllt; auch kommen viele Kranke aus der Umgebung, um sich von den ‚Faranschi' (Franzosen), wie man uns nennt, kurieren zu lassen. Das ist bisweilen ein bißchen schwierig, besonders wenn man von der Medizin so viel versteht wie ein Mastochse von der Architectur. Die Neger waschen sich nicht und vernachlässigen besonders die Pflege der Augen . . .»

Aber auch von

und Afrika-Expeditionen weiß Heinrich Mühle Interessantes zu berichten. «Letzthin kamen zwei Russen zu Fuß, was hier etwas seltenes ist, stellten sich vor und sagten, sie hätten sich vorgenommen, eine Reise von St. Petersburg durch einen Teil Afrikas und zwar zu Fuß zu machen und ohne einen Rappen Geld mitzunehmen. Sie kamen denn wirklich über Odessa, Palästina, Jerusalem, Arabien, den Suezkanal hieher und wollen nun nach der Hauptstadt Addis Abeba, zum Kaiser Menelik, um ihm ein Geigenkonzert zu geben; sie führten nämlich zwei Geigen mit sich und verdienten ihren Lebensunterhalt mit Geigenspiel. Ich bewirthete sie und ließ die wunderlichen Kerle weiter laufen.»

Der Brief schließt mit einer ausführlichen Schilderung der Begegnung mit der französischen Afrika-Expedition «Mission Marchand», die Afrika in west-östlicher Richtung auf abenteuerlicher Fahrt durchquerte.

IV.

Arbeit im Bratofen Abessiniens

Den dritten Brief schrieb der Schweizer Pionier am 24. Oktober 1899 im Feldlager Baltschi, ihn einleitend mit Erinnerungen an die Spalemer Jungmannschaft, mit der er es offenbar gut gekonnt hat. Dann aber fesselt er den Leser, indem er von der Arbeit im unwirtlichsten Gebiete Abessiniens schreibt: «Zirka 250 Kilometer von Harar entfernt, liegt ein 12 Stunden breites Wüstenthal, das von einem krokodilreichen Fluß durchflossen wird, der sich in dem topfebenen Thale ein etwa 100 Meter tiefes Bett in den felsigen Boden gefressen hat und dort unten tobt wie ein unbändiger Junge. Lange Büschel groben Grases, dessen Halme dürr zur Welt kommen, eine Zeitlang ein dürres Dasein fristen und endlich vor Dürre zugrunde gehen, bilden mit stachligen Mimosasträuchern die einzige Vegetation dieser ungeheuren Streusandbüchse. Die Telegraphenlinie durchquert dieses Thal der Breite nach. Wunderschöne Strauße und langgehörnte Antilopen springen erschreckt davon, wenn der Vortrab der Arbeiterkolonne sich

nähert und die Löcher gräbt und Stangen stellt. Der Arbeiter, die Flinte auf dem Rücken und den patronengespickten Gurt um die Lenden, beobachtet kaum die Fliehenden, denn die glühenden Sonnenstrahlen lassen ihm gerade Energie genug, die ihm commandirte Arbeit zu verrichten; das Gewehr ist zur Verteidigung da, nicht zum Angriff, und jede unnütze Bewegung wird vermieden; zudem heißt's von hinten immer ‚Vorwärts, vorwärts', denn wir arbeiten in der fiebergefährlichsten Gegend Abessiniens ... Menelik sandte uns zwei Kamele zum Wassertransport. Wenn ich Ihnen sage, daß dasselbe 3 bis 4 Stunden weit geholt werden mußte und zudem fast nicht trinkbar war, so werden Sie begreifen, daß unsere Kehlen hie und da etwas trocken waren, selbst nach afrikanischem Begriff ... Das eiserne Werkzeug konnte jeweilen gegen Mittag nur mit Mühe gehandhabt werden; das Eisen wärmte sich. Ich mußte einmal die Schuhe ausziehen, um der schmerzhaften Wirkung des heißen Leders auf die Füße zu entgehen. Ein anderes Mal verlor ich auf der Arbeit den Hemdenknopf; das Hemd öffnete sich, und die Brust war der Sonne ausgesetzt. Tags darauf war die ganze vordere Seite des Brustkastens eine ungeheure Brandwunde, die mir einige schlaflose Nächte verursachte ... Wer will es mir verargen, daß ich ein ganz klein bißchen stolz war, als wir nach zweimonatigem Aufenthalt in diesem Bratofen endlich bergauf zogen in kühlere Regionen. Die schwerste Arbeit war hinter uns, solid und gewissenhaft ausgeführt, dank dem gutbernischen Sprichwort: ‚Nüt nahlah gwinnt!'; die ganze Karawane munter, weder Unglücksfälle noch Fieber hatten wir zu beklagen, und spurlos war die harte Prüfung an uns vorübergegangen.»

V.

Beim Kaiser zu Gast

Nicht weniger spannend und unterhaltsam weiß Heinrich Mühle vom ersten Besuch bei *Menelik II* zu erzählen. «Dieser Besuch», so schreibt er freimütig, «hatte den Vorzug, sehr kurz zu sein; Herr Ilg führte mich ein. Wir passierten ein paar Gänge und Höfe, in denen die Sauberkeit durch Abwesenheit

glänzt und wo europäische Straßenwischer, Gärtner etc. ein reiches Arbeitsfeld fänden ... Man führte mich in einen hohen, hölzernen Pavillon und wies mir einen echten Wienersessel an. Gravitätisch spazierten die ‚Großen der Krone', Generäle, Räthe und Richter, in schwarzseidenen Mänteln in dem Raume auf und ab oder hockten am Boden auf Teppichen und spielten. — Sie betrachteten mich mit ebenso viel stolzer Herablassung als ich sie mit Interesse. Ich hatte da eine Gesellschaft vor mir, bei der Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, Geschichte, Physik, Chemie und der ganze Ballast unserer andern modernen Wissenschaften unbekannte Dinge sind und in deren Augen das Arbeiten eine Schmach ist. Aber warum sie faul und unwissend schelten? Sie lernen nichts, weil man nichts von ihnen verlangt; wir würden vielleicht an ihrem Platze dasselbe thun ... Doch da ließ mich der Kaiser rufen. Er hockte wie ein Schneider auf einem mit kostbaren Teppichen bedeckten Divan, der in einer breiten Thüröffnung eines der vielen Gebäude aufgestellt war. Er trug eine grün und weiß gestreifte Jacke aus feiner Seide und, wie alle Abessinier, Hosen aus weißem Stoff à 35 Centimes der Meter. — Aethiopischer Sitte gemäß hatte er den Kopf von der Stirne an aufwärts mit einem weißen, nach hinten herabhängenden Tuche zugebunden ... Ich gab ihm meine Bernertatze, und er erkundigte sich mit Interesse und Verständnis nach dem Stand der Arbeiten, wobei Herr Ilg den Dolmetscher machte. Man muß ihm lassen, daß aus seiner Konversation und seinem ganzen Wesen ein hoher Grad von Intelligenz spricht.»

Ein Volksfest

in Addis Abeba schildernd, berichtet der Abessinienberner, wie Menelik vom Volk umjubelt wurde. «Menelik ist ein großer Feldherr; es ist aber gut, daß man es zum voraus weiß; denn er macht nichts weniger als den Eindruck eines solchen. Er trägt Schuhe, aber bindet sie nicht, und ein Mann mit offenen Schuhen bietet für einen Europäer immer einen lächerlichen Anblick, heiße er nun Menelik II oder Hansjoggeli. — Was seine Fußbekleidung ihm an Majestät wegnimmt, das ersetzt reichlich diejenige seines Kopfes. Er trägt nämlich einen

ungeheuren, *vergoldeten Filzhut,* dessen Band überreich mit Edelsteinen besetzt ist! Ich äußerte mich zu einem der Herren, daß, wenn ich den Geldwerth dieser Steine im Sacke hätte, ich sofort nach Europa zurückkehrte, worauf er boshaft erwiderte: ‚Für 25 Franken können Sie die ganze Herrlichkeit haben; denn die Steine sind alle falsch!' Doch machen wir uns nicht zu sehr über den Kaiser lustig; denn er meint es sehr gut mit den Europäern.»

VI.

Andere Länder — andere Sitten

Am 13. Dezember 1899 schrieb H. Mühle an seinen jungen Freund, das «wertheste Hänschen», einen herzlichen Brief, darin er ihm recht eindrücklich vor Augen malt, wie's bei einem Bankett im kaiserlichen Palast zu- und hergegangen ist. Den Thronsaal beschreibt er als eine «kolossale Halle, mit Teppichen belegt». «In der Mitte steht der Thron Meneliks, ein Prunkwerk aus Gold und Silber, mit einem Dache, das von vier vergoldeten Säulen getragen wird. Das Ganze ist ein Geschenk der französischen Regierung und hat 40 000 Franken gekostet. Zwischen den beiden vorderen Säulen sitzt der Kaiser in seidenen Kissen und Tüchern und Teppichen; vor ihm steht auf einem Piedestal eine große massivsilberne Schüssel, die mit abessinischem Brot angefüllt ist. Dasselbe besteht aus einer Art Kuchen, die durchsichtig dünn gebacken sind. Links und rechts neben der Schüssel stehen die beiden Mundschenke und servieren den Kaiser. Sie reißen kleine Stücke der Brodkuchen ab und streichen mit einem Messer eine Quantität Berberi (abessinischer Pfeffer in Form einer Sauce) auf dieselben, rollen sie zusammen und legen sie zunächst vor den Kaiser, der lustig drauflos schnabulirt und uns mit vollgestopftem Munde zur Begrüßung lächelnd zunickt . . . Links neben dem Throne steht der für die Europäer gedeckte Tisch, an dem wir Platz nehmen. Hier ist alles europäisch, Teller, Platten, Zahnstocher, Weingläser, Liqueurgläschen, Weinflaschen mit Inhalt, dito Champagnerflaschen, Kaffeetassen etc. Das einzig Abessinische ist der Dreck und das kaiserliche Wappen auf den schweren silbernen Bestecken. — Das Essen war sehr gut

und *auch* europäisch; der Kaiser hält sich für die Europäer einen ausgezeichneten Koch. Ich wollte die Platten zählen, doch bei der zwölften angelangt, kam ich aus dem Geleise und zählte nicht mehr weiter! Beim Champagner erheben wir uns alle und trinken auf das Wohl des Kaisers, obschon er es nicht speziell nöthig hat; denn er sieht absolut nicht schlecht aus. — Den Platz der Kellner vertreten eine Anzahl junger Leute aus den adeligen Familien des Landes, die von ihren Eltern an den Hof geschickt werden, um feine Manieren zu erlernen. So ein junger Mann aus der abessinischen Albanvorstadt muß sich daran gewöhnen, vor einem Europäer keine Flöhe in seinem Hemd zu suchen; er muß wissen, daß man in einem Zimmer nicht auf den Teppich spuckt, sondern ihn aufhebt und darunter spuckt; er muß lernen, wie man den Daumen und den Zeigefinger graziös an einem Thürpfosten abstreicht, wenn man die Nase damit ‚geschneuzt' hat und viele andere Finessen im Betragen, die den Aristokraten vor dem gemeinen Volke auszeichnen.»

VII.

Von Correspondenz und Flöhen

Im Schreiben vom 11. Januar 1900 vernimmt der Leser, was der «Postdirektor» als Vize-Außenminister, während Minister Ilgs Europa-Aufenthalt, alles zu tun hatte. «Menelik interessiert sich sehr für alles, was auf der Erde vorgeht. Er ist auf eine französische illustrierte Zeitschrift abonnirt, deren Illustrationen ich ihm jeweilen aufs Genaueste erklären muß. — Dann habe ich ihm all' die Bettelbriefe und andern Correspondenzen, in deutsch, französisch, englisch, italienisch etc. ankommend, zu übersetzen . . . Es ist höchst possierlich, was alles für Gesuche an den guten Menelik gestellt werden»: Gesuche um Postmarken, Gesuche um eine Stelle als höherer Offizier in der abessinischen Armee, Stammtischpostkarten, «meisthenteils aus Deutschland, die das Resultat einer Biertischdiscussion, bestehend in einigen schlechten Witzen, dem Kaiser Menelik dedizieren», naive Kinderbriefe, «die massenhaft einlaufen» und ein Autogramm des Kaisers haben wollen,

Gesuche um Erlaubniserteilung der Jagd auf äthiopischem Gebiet, größtenteils von Engländern herkommend.»

«Sie sehen, Gelegenheit genug, meine Zeit am Hofe todtzuschlagen und — dort Flöhe aufzulesen, mit denen der Kaiser so gut bewacht ist, wie der letzte seiner Diener!»

VIII.

In Gefangenschaft

Die Epistel vom 17. Februar 1900 bringt die herrliche Geschichte von der Gefangennahme des Briefschreibers, weil er einmal nachts verbotenerweise *ohne* Laterne in Addis Abeba den Heimweg angetreten hatte: «. . . Eine bewaffnete Wächterpatrouille fiel mich an (10 Mann stark) und statt mich eine Buße bezahlen zu machen und mich laufen zu lassen, wie das Gesetz vorschreibt, wurde ich mit meinen zwei Dienern und dem Maulthier nach dem Gefängnis abgeführt. Ich weigerte mich, die niedrige, schmutzige und stinkende Gefängnishütte zu betreten und wurde im Freien gelassen, wo ich mich innerhalb eines hohen Pallisadenhages bewegen konnte. Ein Ungethüm in Menschengestalt bewachte mich und fluchte und wetterte wie ein Türke, weil er, um mich nicht entwischen zu lassen, die Nacht im Freien zubringen mußte; denn bei der geringsten Unaufmerksamkeit hätte ich die Pallisade überklettert. Mangels besserer Beschäftigung vertrieb ich mir die Zeit damit, die Elephantenrüssel zu zählen, die auf die hohen Pallisadenstecken aufgespießt waren und als Jagdtrophäen den Jägerruhm meiner Wächter zu den blinkenden und blitzenden Sternlein hinaufschickten. Es waren deren 15! . . . Gegen Morgen säuberte ich mir unter einem Baume ein Plätzchen von den alles bedeckenden menschlichen Excrementen und versuchte zu schlafen, eine Baumwurzel als Kopfkissen benutzend; doch war es zu kalt dazu. — Um 6 Uhr morgens hieß man mich in den Sattel steigen; ein bewaffnetes Detachement brachte mich und die Diener nach der kaiserlichen Residenz, um mich vom Statthalter aburtheilen zu lassen. Nach zweistündigem Warten packte man mich wieder auf, da der große Herr noch nicht angekommen war, und der Zug ging nochmals durch die ganze Stadt, weit, weit hinaus nach der Privatwohnung des gestren-

gen Richters, der noch in den Federn zu liegen schien. — Ich setzte mich auf einen Stein vor dem Hause und überschüttete die schwarze Bande meiner Wächter mit einem von Herzen kommenden Donnerwetter auf Berndeutsch, was dieselben höchlich zu amüsiren schien; dem ersten Donnerwetter folgte ein zweites, dem zweiten eine stumme Ergebung in mein Schicksal, der stummen Ergebung ein mörderischer Hunger, und endlich hatte sich auch der abessinische Justizrath von seinen Flöhen getrennt, erschien, sagte mir guten Tag, hörte den Rapport meiner Wächter, schwang sich in den Sattel und galoppierte nach der Residenz und wir hinten drein. Das Spiel dauerte an bis um 12 Uhr Mittags, wo man mich endlich losließ.»

Den Brief beschließt — als angenehmeres Pendant — ein Bericht über die Gastfreundschaft der Europäer untereinander.

IX.

Weihnachten in Abessinien

Um die Zeit des letzten Weihnachtsfestes im 19. Jahrhundert begehrte Hänschen von seinem Freund Mühle zu wissen, wie er Weihnachten und Neujahr im Innern Afrikas verbracht habe. Am 20. Februar 1900 erhielt er in einem Schreiben aus Addis Abeba die Antwort:

«Du wünschest zu wissen, wie ich Weihnachten gefeiert habe? Auf sehr schlichte Weise, mein Lieber, und weniger lustig, als bei Euch in Europa Sitte ist. Kein Schnee, kein kalter Winter, kein Weihnachtsbaum, keine jubelnden Kinderstimmen, nichts als heiße, brennende Sonne und die alltägliche Arbeit. Frau Minister Ilg hatte mich zum Mittagessen eingeladen, schrieb aber ab wegen Unvorhergesehenem und schickte mir eine Schafkeule als Weihnachtsschmaus. Das ist die ganze Geschichte! Neujahr war noch einfacher. Abends um 8 Uhr im Bett und morgens um 7 Uhr wieder auf dem Bureau. Diese Lebensweise ist sehr langweilig, hat aber den ungeheuren Vorzug, daß man kein Geld ausgibt und gesund und munter bleibt. Ich habe denn auch in Europa nie so gut ausgesehen und mich nie so kerngesund gefühlt wie hier.»

X.

Von Diplomatie, Hühnerzucht und Sanitätspolizei

«Die rastlos dahineilende Zeit läßt mir kaum einen Augenblick, an Europa und all die Bande zu denken, die mich mit demselben verbinden; man schickt mir Briefe mit leeren Briefbogen, um mich an meine Pflicht zu erinnern, man schickt mir Postkarten, auf denen als einziger Text ein großes Fragezeichen vorwurfsvoll seine Haken herumschwingt; darüber werde ich aber nicht zornig; denn die Absender wissen ja nicht, daß ich der geplagteste Teufel der Erde bin. Sie haben keine Ahnung davon, daß, wenn ich nach links gehe, man mich nach rechts ruft, daß, wenn ich sitze, man mich aufstehen heißt, und daß, wenn nicht hie und da der Mutz sein grobes Brummen höre ließe, ich aus lauter Zeitmangel bei lebendigem Leibe verhungern und verdursten könnte.»

So beginnt Heinrich Mühle einen vierseitigen, eng beschriebenen Brief vom 20. August 1900 aus Addis Abeba, in dem der Vielbeschäftigte sein schlechtes Gewissen und die Neugierigen in der alten Heimat mit köstlichen abessinischen Brokken füttert. Da lesen wir nun also:

«Beim Tode des Königs Humbert (von Italien) war Menelick ein bißchen verlegen und fragte mich, wie er sich in dem Falle dem italienischen Gesandten gegenüber zu verhalten habe. Ich sagte ihm, er solle ihm einen kleinen Besuch machen und ihm seine Theilnahme am Unglück aussprechen; der Gesandte werde dieß der italienischen Regierung mittheilen und damit sei der internationalen Höflichkeit Genüge geleistet. So ließ sich denn der alte Vater seine Bottinen bringen, zog ein Paar schwarze Ledergamaschen an, stülpte sich seinen ungeheuren Filzhut über das weiße Kopftuch und ritt mit dem ganzen Hofstaat zum Capitano Cicco di Cola hinüber, um ihm mitzutheilen, wie leid es ihm thue, daß der Kuckuck seinen ärgsten Feind geholt habe.»

Dann kommt der Briefschreiber auf seine Hühnerzucht zu sprechen:

«Meinem Interesse an der abessinischen Thierwelt suchte ich dadurch Ausdruck zu geben, daß ich mir eine kleine Me-

nagerie anlegte. Aber das Glück wich mir aus. Eines Morgens hing ein wunderniedliches Äffchen erhängt an seiner Kette und kurz darauf segnete ‚Jungfrau', eine kleine Gazelle, das Zeitliche. Die Fasanen wurden Nachts von den Mardern gefressen, und die vielen wilden Tauben gurrten mir fünfzig Meter aus der Luft herab zu: ‚Adieu, wir fliegen nun davon!' Nun wandte ich mich der Hühnerzucht zu; bald waren sechs prächtige französische kleine Hühnchen der Stolz meiner Haushaltung. Die Kaiserin Taitu vernahm dieß und schickte mir einen Höfling, dem ich erklären mußte, warum ich europäische Hühnchen habe und die Kaiserin nicht, obschon dieselbe sich schon seit Monaten abmüht, von ihren europäischen Hennen Junge zu kriegen, doch ohne Erfolg. Nach längerem Hin- und Herreden stellt sich heraus, daß der kaiserliche Hühnerhof keinen Hahn besitzt, welchem Umstand die Kaiserin nicht die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt hatte! — Als kinderlose Frau scheint sie auch die Fortpflanzungsgesetze des Hühnergeschlechts nicht zu kennen.»

Und im gleichen Brief serviert er noch folgende Episode:

«Wir haben hier gegenwärtig die ersten deutschen Forscher, die nach Addis Abeba gekommen sind; dieselben zählen fünf Mann und stehen unter der Leitung des Baron Freiherr von Erlanger, eines jungen, lebenslustigen Menschen. Die Herren, die gewohnt sind, ‚Unter den Linden' in Berlin auszufahren, fühlen sich mehr oder weniger unbequem im Schmutze Addis Abebas. Als einzig deutschsprechender Europäer wurde ich natürlich schnell mit der Gesellschaft befreundet. Kommt da gestern der Baron bestürzt zu mir und sagte: ‚Ach, ich bitte Sie, um Gotteswillen, rathen Sie mir, der Sie alles wissen, was soll ich thun, mir sind drei Kamele kaput gegangen, wo soll ich die hinschaffen?' ‚Lassen Sie sie heute Abend auf die Straße schleppen und dort liegen', entgegnete ich. ‚Was geschieht dann damit?' — ‚Die Hunde fressen sie.' ‚Und wenn man mir Schwierigkeiten bereitet?' — ‚Ich mache mich verantwortlich dafür.' — Gesagt, gethan. Heute Morgen lagen nur noch die sauber abgenagten Knochen herum, die niemanden stören. So ist die Sanitätspolizei Addis Abebas organisirt!»

XI.

Von vorne beginnen

«Freund Hänschen» ist der Empfänger des 10seitigen Briefes, der am 12. Januar 1902 in Lagahardime geschrieben wurde und in dem Hänschen, den es immer noch gelüstete, nach Abessinien zu gehen, eine Ahnung erhielt von den ungeheuren Schwierigkeiten, mit denen sein väterlicher Freund zu kämpfen hatte.

«Doch willst Du mich im Geiste ein Stück Weges begleiten? So lasse einen Augenblick die Zinsrechnungen bei Seite und folge mir. Es ist der 31. Dezember 1901. — Wir haben bis Fantali die nöthigen Reparaturen ausgeführt; es war schwere Arbeit. Was die *Präriebrände* von der Telegraphenlinie übrig gelassen haben, ist vom *Blitz* zerschmettert worden, und was der Blitz nicht erreicht hat, ist vom furchtbarsten Feinde der Linie, den *weißen Ameisen,* gefressen worden. Das Lager ist abgebrochen; 6 Lastmaulthiere und ungefähr 100 vom Kaiser zur Verfügung gestellte Leute transportiren dasselbe 3 Stunden nach vorwärts, nach *Rukiallu;* ich weiß aber nicht, ob wir dort Wasser finden und so reite ich, von nur zwei Dienern begleitet, voraus, um auszukundschaften. Vor mir trabt Oda, ein baumlanger Gallaneger mit meinem Vetterligewehr quer über den Schultern, hinter mir schleppt Kassa, ein verschmitzt dreinschauender Abessinier, seine Ledersandalen über den brennend heißen Sand. Tropfenweise rinnt ihm der Schweiß die Stirne herunter, unter dem alten Filzhut hervor, den ich ihm geschenkt und der einst in Basel bessere Tage gesehen hat! Phlegmatisch wirft er die Schrotflinte von der linken Schulter auf die rechte und brummt halblaut vor sich hin: ‚Jasavi dahai grum hone', eine Bemerkung, die ich einen Augenblick vorher auch gemacht hatte, die bei mir aber folgendermaßen lautete: ‚Herrgott, isch das e Hitz!'»

Das Requirieren hat den Wassersucher wohl zu einer felsigen Schlucht geführt, durch die in der Regenzeit «ein tobender Strom brüllt»; aber die paar Wassertümpel, die sich hier finden, reichen nicht aus, um aller Durst zu löschen, und die Reise geht weiter. Dabei wird auch auf Antilopen *Jagd* ge-

macht, deren Fleisch der Karawane als willkommene Nahrung dient. « . . . Nach unzähligen Kreuz- und Querzügen schieße ich endlich ein zweites Thier, das sich aber wieder erhebt und davonrennt, um irgendwo hinter einem Strauche zu verenden. Ich nehme den Rückweg, um mir wenigstens die erste Antilope zu sichern, aber gute Nacht, ich bin vollständig desorientiert und renne in dem dürren Gras herum bis die Knie schwanken und ein furchtbarer Durst mich peinigt, ohne auch nur eine Spur meiner Beute zu finden. Doch hartnäckig gemacht durch ähnliche und ungemütlichere Situationen, versuche ich ein Mittel, das die Elephantenjäger practiziren, wenn sie ihr schwer verwundetes Opfer aus den Augen verloren haben. Ich setze mich ruhig an den Fuß eines Ameisenhügels und mustere das Firmament, an dem die Sonne schon tief unten steht. Eine halbe, drei Viertelstunden verrinnen, und ich warte immer noch ruhig. Da ertönt der Schrei eines Raubvogels, und hoch oben sehe ich ihn gemächlich seine weiten Kreise ziehen. Er verschwindet wieder und kommt zu zweien zurück. Die Kreise werden enger, die Räuber der Lüfte nähern sich der Erde; unterdessen sind aus den zwei Geiern 6—8 geworden. Der Verwegenste unter ihnen schließt die Flügel und stürzt sich auf die Erde an einer Stelle, die ich gierig mit den Augen festhalte; ihm folgt ein zweiter, dann ein dritter und vierter. Ich habe mit mathematischer Genauigkeit den Ort, wo meine Antilope liegt, hätte sie aber in meinem Leben nie dort gesucht . . .»

Und abschließend führt der talentierte Erzähler dem nach Abenteuer hungernden «Hänschen» die sich an die Jagd anschließende «Kanibalenmahlzeit» zu Gemüte. «Mit Ausnahme einer Tasse Thee vor Tagesanbruch habe ich aber genau so viel genossen wie die gierig kauenden Abessinier, und selbst auf die Gefahr hin, von Dir und den Deinen als Kanibale qualifizirt zu werden, gestehe ich, daß auch ich bald an einem Stück Filet herumkaute, mich aber nicht erwehren konnte, zu fragen, ob denn wirklich kein Messer vorhanden sei; dieß zieht mir seitens einer der Leute die lakonische Antwort zu: ‚Hat der Löwe ein Messer? Hat der Geier ein Messer?' Ich gebe mich mit dieser etwas primitiven Anschauung zufrieden, lasse das

übriggebliebene Fleisch aufladen und unter dem landesüblichen Huronengebrüll, das die triumphirende Heimkehr von glücklicher Jagd anzeigt, macht sich die kleine Carawane auf den weiten Weg nach dem Lager, wo wir bei dunkler Nacht ankommen.»

Sylvesterabend!

«Draußen prasseln die Lagerfeuer und über ihnen brodeln die übervollen Fleischtöpfe, monotone, abessinische Gesänge schallen in die lauwarme Nacht hinaus; eine Hyäne lacht in unmittelbarer Nähe des Lagers, ein Gewehrschuß knackt, und drüben im Felsenlabyrinth von Tschiros macht die Stimme eines Löwen den Erdboden zittern. Drinnen im Zelt sitzt in trübseligster Stimmung ein Europäer und fragt sich, warum es civilisirte Menschen gibt, die dazu verdammt sind, in fremden Ländern dem grinsenden Schicksal mit freundlichem Lächeln ins Antlitz zu schauen, unter einer erdrückenden Last stets gerade einherzuschreiten, unter stetigem Dulden stets zu schweigen, immerwähiende Gefahren mit immer neuem Muth aufzuwägen und ununterbrochene Entbehrungen nachsichtig mit dem Mantel der Energie zuzudecken. — Was? nasse Augenlider? Schäme dich, alter Knabe! ‚Kassa, ziehe mir die Gamaschen und die Schuhe aus und schließe das Zelt!' rufe ich barsch dem vor dem Zelt schlafenden Diener zu. Zehn Minuten nachher ist der revolutionäre Europäer nur noch eine bewegungslose, ins Jahr 1902 hinüberschlafende Masse!»

XII.

Taschenspieler-Soirée am Hof

Der letzte Brief, datiert vom 25. Oktober 1902, zeigt schon äußerlich den Aufstieg des unternehmungsmutigen, tapferen Berner Oberländers. Das Briefpapier ziert als Briefkopf in der oberen linken Ecke der abessinische Löwe, und darüber die Kaiserkrone. Als drolliges Histörchen entnehmen wir diesem Schreiben den eingehend geschilderten Verlauf einer Taschenspieler-Soirée, an der Heinrich Mühle mit seinem griechischen Dolmetscher vor Kaiser und Kaiserin brillierte: «Diese letz-

tere, neben ihrer Eifersucht auf die Machtrolle, die ihr kluger Kopf ihr in Dienstangelegenheiten zu spielen erlaubt, zeichnet sich aus durch ihren Europäerhaß. Wenige Abendländer, selbst unter den akkreditirten Gesandten, haben die Gunst erfahren, der lächerlich stolzen Gemahlin Meneliks vorgestellt zu werden. — Die besagte Soirée gab mir Gelegenheit, zu constatiren, daß ich, wirklich gegen mein Erwarten, in der Gunst-Scala meiner chocoladebraunen Gebieter so weit vorgeschritten bin, um mit einer Vorstellung bei der dicken Taitu gewürdigt zu werden . . . Der ‚clou' der Vorstellung sollte das Ausbrüten kleiner Hühnchen aus mitgebrachten Eiern sein. Die ebenfalls mitgebrachten Hühnchen, in ein kleines Kistchen zusammengepfercht, wurden in den entferntesten Winkeln des Saales bereitgestellt. Ihr fortwährendes Quicken ließ uns aber für das Gelingen des ‚Glanzstückes' unserer Vorstellung das Schlimmste befürchten. — Aus dem bunten Vorrath von Musikkisten und -kästen und -dosen des Kaisers wurde deßhalb eine Drehorgel herbeigeschafft, mit der Bestimmung, die lauten Manifestationen der gefiederten Schreihälse im Saalwinkel mit einigen Accorden aus Verdis ‚Traviata' oder Gounods ‚Faust' oder einem russischen Militärmarsch zu übertönen! . . . Kaiser und Kaiserin kamen mit zahlreichem Gefolge, und die Vorstellung nahm ihren Anfang. Man lachte viel, und das Lachen schien die Kücklein zu reizen; sie quickten wie wild, und ich drehte mit der ganzen Muskelkraft meines Armes an Verdis ‚Traviata'. Der Kaiser hat keinen Sinn für abendländische Musik und winkte, ich möchte aufhören. — Unsere Sache war äußerst compromittirt. ‚Wenn nur der Schlag die Hühner träfe', hauchte ich in tiefster Verzweiflung vor mir hin. Doch der Schlag traf die Hühner nicht, sie quickten mit ihren dünnen Stimmen, daß es mir durch Mark und Bein gieng, der Kaiser runzelte mißvergnügt die Stirn, weil ich unverdrossen weiterorgelte und Vergnügen an der Sache zu haben schien . . . Der Grieche rettete die Situation, indem er dem Kaiser sagte, er habe die Musik absolut nöthig zur Erhaltung der ‚magnetischen Kraft', ohne die die verschiedenen Kunststücke unausführbar wären! Der Kaiser glaubte es und hielt sich die Ohren zu! — ‚Brüten Sie jetzt mal die verfl . . ch-

ten Hühner aus, damit wir sie schreien lassen können', rief ich dem Griechen zu, und als aus den fünf in ein Kistchen gelegten Eiern im Zeitraum von kaum 5 Sekunden fünf quikkende Kücklein und ein Haufen Eierschalen ihre Erscheinung machten, da stieß die Kaiserin einen Schrei aus und schlug die Hände über dem Kopf zusammen; ich athmete einen Augenblick auf und ließ die ‚Traviata' in Ruhe. Doch — das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortwährend Böses muß gebären[1] — für unsere Zuschauer bestand kein Grund dafür daß die obligatorisch erklärte Drehorgelbegleitung während des Restes der Soirée aufhören sollte; der Grieche hatte in seiner Todesangst feierlich erklärt, er könne ohne die bezaubernden Töne nichts machen, und ich mußte wohl oder übel fortorgeln, bis die letzte Nummer des Programms abgewickelt war. —»

In seinem *letzten* Brief vom 16. Mai 1902 aus Addis Abeba schreibt unser Afrika-Schweizer:

«Wenn das Schicksal will, werde ich nächsten Frühling heimkommen, aber wahrscheinlich nur auf Urlaub. Zur Winterszeit habe ich nämlich keine Lust, heimzukehren; denn es scheint, daß man erbärmlich friert, wenn's mal von Marseille nach Norden geht.»

Leider ist es nie zu diesem Urlaub gekommen. Zwei Monate vor der geplanten Heimreise in die Schweiz ist der liebe, tüchtige Mensch, der trotz vieljährigem Aufenthalt in der Fremde mit Leib und Seele an seiner Heimat gehangen hat, einem tükkischen Fieber erlegen. In der heißen abessinischen Erde ist Heinrich Mühle begraben worden.

[1] Nicht ganz richtig zitierter Schiller; statt fortwährend sollte es fortzeugend heißen («Die Braut von Messina»).